

ELISABETH LUKAS

Heute sinnvoll erziehen

Die Verfasserin ist Klinische Psychologin am Süddeutschen Institut für Logotherapie in Fürstenfeldbruck und kommt aus der Schule Viktor Frankls. Sie gibt Hinweise auf die Mängel gängiger Erziehungsmodelle und plädiert für eine Stärkung der Liebes- und Leidensfähigkeit. (Redaktion)

Es gibt eine Flut von Erziehungsbüchern und es gibt eine Menge Zeitanalysen, die sich mit dem Heute kritisch auseinandersetzen. Deswegen möchte ich den Schwerpunkt meiner Ausführungen zum Thema „Heute sinnvoll erziehen“ auf das mittlere Wort legen: nicht auf das Heute und nicht auf das Erziehen, sondern auf die Frage, was *sinnvoll* ist in der heutigen Erziehung. Fast alle guten Erziehungsbücher lehren uns eines: Kinder brauchen Liebe. Die Eltern mögen folglich ihre Kinder mit Liebe erziehen. Diese Aussage ist völlig richtig und dennoch bedarf sie einer Ergänzung: Kinder brauchen nicht nur Liebe, sie brauchen auch *Liebesfähigkeit*. Die Eltern mögen daher ihre Kinder nicht nur *mit* Liebe, sondern auch *zur* Liebe erziehen. Hier überschreiten wir die Ebene, in der Eltern und Lehrer angewiesen sind, tunlichst all das zu erbringen, was ihre Kinder und Schüler brauchen, und treten ein in die nächst-höhere Ebene, in der die Heranwachsenden sozusagen „ausgerüstet“ werden für dasjenige, was *sie* einst zu erbringen haben werden, wofür *sie* gebraucht werden.

Wie sehr sich die beiden Ebenen voneinander unterscheiden, sei an einem Modellprojekt illustriert, das in unseren Tagen ernsthaft erwogen wird. Es geht dabei um Strategien zur Verhinderung von Brutalität und Ausschreitungen bei Fußballspiele-

len und sonstigen Sportveranstaltungen. Wie kann man die Zuschauer vor gefährlichen Übergriffen meist jugendlicher Fanatiker und Rowdies schützen? Das von Politikern und namhaften Erziehungswissenschaftlern erdachte Projekt sieht nun vor, den jugendlichen Aggressoren andere Varianten der Bedürfnisstillung anzubieten, z. B. Fanclubs, Jugendtreffpunkte, Kreativ-Werkstätten und eigene kleine Sporthallen, in denen sie ihre überschüssigen Kräfte sinnvoll abreagieren und ausagieren können. Was dabei übersehen wird, ist, daß es ein sinnvolles Abreagieren und Ausagieren gar nicht gibt. Jede bloße Abreaktion ist eine Gefühlsentladung „irgendwohin“, und dieses „irgendwohin“ ist noch lange kein sinnvolles Ziel, auch dann nicht, wenn es ein harmloses Ersatzobjekt anpeilt. Wer sich z. B. mit seinem Freund gestritten hat und danach zu Hause die Türe zuknallt, statt dem Hund einen Tritt zu versetzen, hat zwar das harmlosere Ausagierungsobjekt gewählt, weil die Türe den Schmerz nicht empfindet, den der Hund empfinden würde, aber vom Erfüllen einer sinnvollen Aufgabe ist das Türezuknallen meilenweit entfernt. Beim genannten Modellprojekt wird außerdem ein weiterer gravierender Faktor übersehen. Es ruht als Ganzes auf der Ebene der Bedürfnisstillung allein. Was brauchen unsere Kinder und Jugendlichen zu ihrer Entwicklung? Dies und das. Sie sollen es haben. Und wenn sie sich trotzdem nicht gut entwickeln? Dann brauchen sie offenbar noch mehr oder noch etwas anderes. Und auch das sollen sie haben . . . Bei diesem Denkschema kommen wir über ein Zuliefern des jeweils Gebrauchten nicht hinaus, es findet keine Erziehung zum Selber-gebraucht-wer-

den-Können statt. Das aber würde im Grunde das tiefste und menschlichste „Bedürfnis“ aller jungen Menschen erfüllen, nämlich den Wunsch, irgendwann einmal selber für etwas wichtig und nützlich zu sein, selber sich einzubringen in die Mit- und Umwelt, in der man lebt.

Als der große Pädagoge Eduard Spranger seinerzeit davon sprach, daß der wesentlichste Weltanschauungsunterschied, den es gäbe, der zwischen einem Sich-treiben-Lassen und seinem Sich-verantwortlich-Fühlen sei¹, meinte Spranger zweifellos dies: Es ist nicht genug, einem jungen Menschen zu zeigen, wohin er sich einigermaßen schadenfrei treiben lassen kann, er will und soll Verantwortung übernehmen und dazu lernen, eigenständig zu steuern, notfalls auch entgegen einem vorherrschenden Trieb- oder Bedürfnisdruck. Die Verantwortung besteht nicht zuletzt darin, nach einem Streit mit dem Freund *weder* die Türe zuzuknallen *noch* den Hund zu treten, weil beide mit dem Streit nichts zu tun haben, ja am Streit unschuldig sind, sondern stattdessen lieber alle Kräfte dafür zu verwenden, um nach einem Kompromiß zu suchen, der Versöhnung wieder möglich macht.

Deshalb ist es in der Erziehung heute sinnvoll, den Kindern von klein auf u. a. zwei grundlegende Gesetze zu vermitteln, wovon das erste lautet: *Aggressionen müssen nicht weitergegeben werden, und schon gar nicht an Unschuldige*, und das zweite lautet: *Nicht alles, was leicht ist, ist erlaubt*.

Ich möchte diese beiden, an sich jedem einleuchtenden Gesetze an den Anfang meiner Ausführungen stellen, weil es zwei psychologische Betrachtungsweisen gibt, die die Erzieher verunsichert und die beiden genannten Gesetze geradezu außer Kraft gesetzt haben.

Aggressionen müssen nicht weitergegeben werden

Die eine Betrachtungsweise ist die tiefenpsychologische Verdrängungslehre, der zufolge jedwede Frustration und Aggression, die verdrängt wird, unweigerlich als neurotisches Symptom bzw. psychosomatische Krankheit wieder zu Tage tritt. Woraus der Schluß gezogen wird, daß es immer noch besser ist, zu streiten, zu schimpfen, zu heulen und um sich zu schlagen — wer auch als Gegenpart diese Szene aushalten muß —, als irgendeinen Ärger hinunterzuschlucken, der sich später pathologisch auswirken könnte. Demnach benehmen sich jene Fußballrowdies, die Passanten verprügeln, falls der falsche Verein gewonnen hat, im Interesse ihrer Psychohygiene durchaus korrekt: sie schlucken ihren Ärger nicht hinunter . . .

Wie weit der psychologische Irrwitz geht, soll die folgende Erzählung einer meiner Patientinnen zeigen. Sie litt an einem sogenannten „Reizkolon“, was ihr bei der geringsten Aufregung bereits unangenehme Durchfälle bescherte. Ihr Internist hatte sie zu einem Psychotherapeuten geschickt, der nach herkömmlicher Art ihre Kindheit aufrollte, um ein alles-klärendes Trauma zu finden. Und er wurde in der Tat fündig. Im Alter von sechs Jahren hatte die Patientin ihren Vater verloren, an dem sie mit großer Zuneigung gehangen war. Sie gab sogar an, daß sie so sehr mit dem Vater verbunden gewesen wäre, daß sie zur Stunde, als er im Krankenhaus verstarb, zu Hause anscheinend grundlos in Tränen ausgebrochen wäre, von einer inneren Ahnung ergriffen. Auf dieser Aussage aufbauend eröffnete ihr der Psychotherapeut, daß sie, der Psychologie des Kindes nach, damals eine massive Wut auf ihren Vater empfunden haben mußte, weil er sie allein ließ und plötzlich nicht mehr als Spielkamerad zur Verfügung stand. Diese Wut hätte sie unterdrückt und in sich aufgestaut, was zu ihrer heutigen Krankheit geführt habe. Als Heilungsrezept schlug der Psychotherapeut daher vor, die Patientin solle sich gedanklich nochmals in ihre Kindheit zurückversetzen und ihre ganze Enttäuschung über den Vater hinausschreien, um solcherart ihr Trauma aufzuarbeiten. Aber auch nachfolgende sechs Monate Schreitherapie änderten nicht das Geringste am Befunde eines Reizkolons bei der Patientin, weswegen sie schließlich die Therapie aufgab und Rat bei mir suchte.

¹ Eduard Spranger, „Wege zur Daseinstsgestaltung“, hg. von Hans Walter Bähr.

Nachdem ich ihre Erzählung gehört hatte, schien es mir das Erste und Wichtigste zu sein, zu verhindern, daß sich ein neues Trauma bei der Patientin bildete, diesmal nicht eines im Seelischen, sondern eines im Geistigen, eine Fehlinterpretation des Menschseins schlechthin. Denn wahres Menschsein greift stets in irgendeiner Form über sich selbst hinaus und begnügt sich nicht damit, sich selbst (schreiend oder nicht-schreiend) zum Ausdruck zu bringen. Wahres Menschsein fragt nach sich-selbst-übergreifenden Werten, in dessen Dienst es sich stellen möchte, und nicht bloß nach egozentrischen Wünschen, in bezug auf die es bedient werden will. Deshalb sagte ich zu der Patientin: „Ich teile die Auffassung des Kollegen nicht. Wenn Sie wirklich als Kind innerlich so eng mit Ihrem Vater verbunden gewesen sind, wie Sie es schildern, dann haben Sie zum Zeitpunkt seines Todes ganz genau gespürt, daß der Vater Sie nicht verlassen wollte, sondern das Schicksal ihn von Ihnen wegriß, wodurch er nicht mehr für Sie da sein konnte, zumindest physisch, und daß daher keinerlei Grund zur Wut auf den Vater vorlag. Es kann sein, daß Sie sich als Sechsjährige das Krankheits- und Sterbegeschehen nicht vorstellen konnten und an diesem Unvorstellbaren littten, aber wenn zwischen dem Vater und Ihnen wirklich Liebe bestanden hat, dann fühlten und ahnten Sie, daß diese Liebe nicht mit dem Hinscheiden Ihres Vaters verging, genauso, wie Sie sein Hinscheiden selbst fühlten und ahnten. Ja, dann besteht diese Liebe bis auf den heutigen Tag, und es ist nicht anzunehmen, daß Ihre Krankheit auf eine verdrängte Wut zurückgeht.“

Da wischte sich die Patientin ein paar Tränen aus den Augenwinkeln und gestand erleichtert, daß sie längst alles Herumschreien als ein Unrecht empfunden habe,

weil sie, wie ich vermutet hatte, ihrem Vater immer noch ein liebes Gedenken bewahrte. Was aber ihr Leiden betraf, so stellte sich heraus, daß in der Familie ihres Vaters eine ausgesprochene Erbdisposition in Richtung Darmprobleme vorlag, und schon die Großmutter des Vaters, also die Urgroßmutter der Patientin, wegen abrupt aufgetretener Durchfälle bei ihrer eigenen Hochzeit mehr ab- als anwesend gewesen sein soll, was man sich jetzt noch in der Familie schmunzelnd erzählt.

Das Beispiel ist nicht nur wegen dieser Pointe interessant. Es spiegelt eine geradezu anti-erzieherische Grundhaltung unserer Zeit wider, der wir leider auf Schritt und Tritt begegnen. Was mit den Kindern nicht stimmt, haben deren Eltern falsch gemacht, und sei es, daß sie es gewagt haben, zum unrichtigen Zeitpunkt zu sterben. Vergessen wird dabei, daß Eltern nicht alles allein machen, die vielfältigsten Einflüsse, nicht zuletzt von Seiten der jeweiligen Peergroup und der Medien, strömen auf unsere Kinder ein. Vergessen wird dabei auch, daß man Menschen überhaupt nicht „machen“ kann, sie machen vielmehr etwas aus sich. Unsere Kinder und Jugendlichen gestalten sich selbst zu denjenigen Menschen, die sie werden; ihre Eltern und Lehrer liefern lediglich das Handwerkszeug dazu, wie ihre Genen das unbehandelte Gestaltungsmaterial dazu liefern. Deshalb ist das Gerede vom „Sich-Annehmen, wie man ist“ der gleiche Humbug wie das Gerede vom „Alles-offen-sagen-Sollen“. Niemand ist irgendwie, jeder von uns steht in der unabdingbaren Spannung zwischen seinem realen und seinem idealen Sein, in der Spannung zwischen Sein und Soll, wie es Viktor E. Frankl, der Begründer einer menschenwürdigen Anthropologie, ausdrückt², jeder von uns kann jederzeit auch noch anders, ein

² Viktor E. Frankl, „Ärztliche Seelsorge“, Wien 1982, 73.

klein wenig vollommener werden, wenn er sich Mühe gibt, statt sich auf seinem So-Sein auszuruhen. Und niemand von uns darf einfach alles offen sagen oder gerade heraus tun, was ihm durch den Sinn geht, ohne die Wirkung, die es auf seine mitmenschliche Umwelt hat, verantwortlich miteinzukalkulieren, sonst könnten wir jede Messerstecherei im Affekt freigeben, denn auch Worte können sich wie Messer in einen anderen hineinbohren.

Man lasse sich daher in der Erziehung vom Gespenst der Verdrängungslehre nicht irritieren; nur Tiere verdrängen nichts, sie beherrschen sich nicht, sie berücksichtigen nichts, sie verantworten nichts. Unsere Kinder aber sind keine Tiere, sie haben zutiefst in sich angelegt ein menschliches Gewissen, das sein Veto einlegt gegen das freie Ausleben von Affekten und Aggressionen nach dem Motto: „Was kümmert mich der andere, Hauptsache, ich hab's los!“ Die Stimme des Gewissens wird man nicht los, auch wenn man sich noch so viel Ärger von der Seele geschrien hat. Und eine Psychohygienelehre, die in Kollision mit dem eigenen Gewissen bringt, ist alles andere als eine Psychohygienelehre; sie ist eher eine Anleitung, wie man auf kürzestem Wege in eine existentielle Krise hineinrutscht.

Nicht alles, was leicht ist, ist erlaubt

Hier schließt sich auch das zweite Gesetz an, das zu vermitteln ich im heutigen Erziehungsprozeß für äußerst sinnvoll erachte, und das da lautet: *Nicht alles, was leicht ist, ist erlaubt*. Dieses Gesetz wurde nicht von der tiefenpsychologischen Verdrängungslehre, sondern vom „systemischen Ansatz“, vor allem der gängigen Familientherapie, quasi außer Kraft gesetzt. Das Opfer ist demnach stets gleich schuldig wie der Täter, ja, es gibt überhaupt keine Opfer mehr, sondern nur noch Symptomträger. Wenn sich ein Kind

aus einer Schulklasse nicht wehrt, ist es selbst schuld, wenn es gequält wird. Wenn es noch dazu vor Angst jämmerlich sein Gesicht verzieht, was alle Mitschüler zum Lachen reizt, dann fordert es sein Gequältwerden direkt heraus. So einfach ist das! Die ganze Klasse wird als mehr oder weniger neurotisch definiert, und das hilflose Kind, das sich nicht zu verteidigen weiß, gilt als Symptomträger dieser Klasse. Was dahintersteckt, ist dasselbe übersimplifizierte Menschenbild, dem wir bereits vorhin begegnet sind. Wer sich ärgert, der schlägt eben oder brüllt eben, um seinen Ärger los zu werden, und wer zum Spaß herausgefördert wird, der quält eben, weil es ihm Spaß macht. Warum sollte er auch nicht? Die Frau, die nachts im Park spazierengeht, muß sich nicht wundern, wenn sie vergewaltigt wird. Und die Eltern, die ihren Kindern alle Wünsche von den Augen ablesen, brauchen sich nicht zu wundern, wenn sie von ihren Kindern radikal ausgenützt werden.

Fragen wir uns: Ist dieser Standpunkt moralisch zu halten? Ist es nicht vielmehr so, daß man in jeder Situation für das geradestehen muß, was von einem selber ausgeht, für das Quälen, für das Vergewaltigen, für das Ausnützen etc., ob es einem nun schwer oder leicht gemacht wird? Was leicht ist, ist noch lange nicht erlaubt, sonst könnte man jedem Baby im Kinderwagen den Hals umdrehen, weil es dies einem schließlich nicht allzu schwer macht.

Ich habe bei einer Paarberatung erlebt, daß die Ehefrau, die ihren Mann oft auf sehr häßliche Weise demütigte, frei heraus erklärte: „Er läßt sich doch alles gefallen. Wenn er mir einmal Grenzen setzen würde, wenn er mir drohen würde, mich zu verlassen, dann hätte ich mehr Respekt vor ihm, aber ich kann mit ihm anstellen, was ich will, er bleibt immer freundlich und gut.“ Worauf ich erwiderte: „Wenn er immer freundlich und gut zu Ihnen ist,

dann sind Sie es, die sich ändern müssen, nicht er. Sie sagen, Sie können mit ihm anstellen, was Sie wollen, aber geht es nicht eher darum, daß Sie mit ihm — und mit den anderen Menschen, mit denen Sie Kontakt haben, — anstellen, was Sie sollen? Geht es nicht darum, daß Sie sich Ihre eigene bestmögliche Verhaltensweise selbst abverlangen im Zueinander und Miteinander der Ehe, statt von Ihrem Mann eine nächstschlechtere Verhaltensweise zu verlangen, wie etwa eine Drohung? Es stimmt, daß ein anderer Mann vielleicht längst ausgezogen wäre, aber daß Ihr Mann es nicht getan hat, zeugt nicht unbedingt von Schwäche, es kann auch von Liebe zeugen. Ihr Verhalten jedoch zeugt auf keinen Fall von Stärke, eher von Lieblosigkeit . . . „Er müßte mich zähmen, bändigen“, rief die Frau aus. „Oh nein“, antwortete ich ihr, „die Last des Zähmens und Bändigens liegt bei Ihnen. Sie müssen Ihr eigener Dompteur sein. Doch Sie können, indem Sie an sich arbeiten, wachsen, zu einer liebenden Frau heranwachsen, zu einer Frau, die eines Mannes würdig ist, der allem zum Trotz seine Freundlichkeit und Güte bewahrt.“ Meine Worte gingen dieser Frau sehr nahe, denn ganz tief im Herzensgrunde wußte sie wohl, daß sich die ihrem Manne zugefügten Demütigungen nicht mit der Primitivformel „Er ist selbst schuld daran“ beiseite schieben ließen. Weder eine persönliche Schuld noch das persönliche Verdienst eines Menschen kann einem Bezugssystem zugeordnet werden, dem dieser Mensch angehört.

Freilich, auch Kinder probieren ihre Grenzen aus, und meistens wissen sie ganz genau, was sie sich beispielsweise bei der Oma erlauben dürfen, aber nicht bei der Mutter oder bei der Lehrerin. Doch sollten sie in diesem infantilen Stadium, das auch ein Hund erreicht, der abgerichtet wird, nicht stecken bleiben. Allmählich sollten sie zu einem Stadium heranreifen, in dem

sie nicht mehr fragen, was belohnt oder bestraft wird, sondern danach, was richtig und was falsch ist. Ein Stadium, in dem nicht mehr die erwartete Reaktion der Umwelt ausschlaggebend ist für das eigene Handeln, sondern ein autonomes Gewissen, das das eigene Handeln auf seine Sinnhaftigkeit hin überprüft.

Einem Geschwisterpaar, das ich einst wegen extremer Streitbarkeit therapeutisch betreute, habe ich diesen Gesichtspunkt folgendermaßen plausibel zu machen versucht. Ich forderte die Kinder auf, mir zwei Tätigkeiten zu benennen, die sie beide höchst ungern verrichteten. Spontan gaben sie „Diktatschreiben“ und „Geschirrspülen“ an. Daraufhin fragte ich sie, was sie von mir denken würden, wenn ich ihnen nun just diese beiden Alternativen für den Nachmittag zur Auswahl ließe, und keine sonstigen, das heißt, wenn sie nur zwischen Diktatschreiben und Geschirrspülen wählen könnten. „Das wäre aber gemein!“ riefen die beiden wie aus einem Munde. „Seht Ihr“, sagte ich, „wenn man jemandem bloß die Wahl zwischen zwei negativen Möglichkeiten läßt, zwingt man ihn zu etwas, das er gar nicht will, gleichgültig, wie er sich entscheidet. Auch wenn Ihr ein anderes Kind angreift, hat dieses Kind nur die Wahl zwischen zwei negativen Möglichkeiten: entweder es boxt und tritt zurück, obwohl es gar nicht kämpfen will, oder es läßt sich Euren Angriff gefallen bzw. rennt kläglich davon und läßt sich vertreiben. Das bedeutet, entweder ist es ‚böse‘ genug, Eure Aggressivität mit Aggressivität zu beantworten, oder es ist ‚dumm‘ genug, vor Eurer Aggressivität zu kapitulieren. Es möchte aber in Wirklichkeit weder ‚böse‘ noch ‚dumm‘ sein, doch Ihr läßt ihm praktisch keine dritte Möglichkeit, und das ist das eigentlich Gemeine an jedem Angriff.“ Auch ein Land, das von einem anderen Land angegriffen wird, hat keine andere Wahl, als Krieg zu führen oder sich

besetzen zu lassen, oder eine Frau, deren Mann sie betrügt, hat keine andere Wahl, als sich von ihrem Mann zu trennen oder seinen Seitensprung zu dulden, und so fort. Eigentlich gemein ist derjenige, der einem anderen keine positiven Wahlmöglichkeiten mehr zugesteht und hinterher dessen Negativwahl vielleicht sogar noch zur eigenen Rechtfertigung heranzieht, indem er behauptet: „Der andere hat ja auch gekämpft!“ oder „Der andere hat sich ja nicht gewehrt!“ Die Kinder sahen dies ein und bemühten sich fortan, ihren Freundinnen und Nachbarn „bessere Wahlmöglichkeiten“ einzuräumen, selbst dann, wenn es Auseinandersetzungen gab.

Die Schuld bleibt also beim Erpresser oder Aggressor, egal wie darauf reagiert wird, und sollte es das Opfer dem Täter leicht machen, ist dies für letzteren absolut kein Entschuldigungsgrund.

Erziehung zur Liebes- und Leidensfähigkeit

Ich habe den bisherigen Akzent meiner Überlegungen zur „sinnvollen Erziehung heute“ auf eine Stärkung der Liebesfähigkeit der heranwachsenden Generation gelegt, eine Stärkung, die Hand in Hand mit der Überwindung aggressiver Potentiale und selbstsüchtiger Tendenzen einhergeht, und das mit gutem Grund. Wir wissen nicht, welch schwierigen Zeiten unsere Kinder entgegensehen, aber sicher wissen wir, daß die kommenden Zeiten schwierig sein werden. Gewaltige Gefahren für die gesamte Menschheit ballen sich am Horizont der Zukunft zusammen und treiben langsam auf uns zu. Dabei ist die allgemeine Lieblosigkeit ein Aspekt von nicht zu unterschätzender Schubkraft. Egoistisches Konsumverhalten und Gleichgültigkeit gegenüber der Natur haben zur massiven Umweltbelastung mit all ihren zerstörerischen Folgen in der Tier- und Pflanzenwelt geführt. Auch die

neue Krankheit AIDS kann sich nur ausbreiten — nicht über die Liebe, so sehr sie an den Liebesakt gebunden ist, sondern — einzig über die Lieblosigkeit, denn wer einen Partner wahrhaftig liebt, wird ihn niemals einer tödlichen Ansteckung aussetzen, um für sich selbst ein paar Augenblicke Lust herauszuholen. Hier sind wir an der Schnittstelle, am Scheideweg allen Menschseins angelangt. Meint Liebe sich oder den anderen? Meint Menschsein die eigene Bedürfnisbefriedigung bis hin zum hochtrabenden Begriff der Selbstverwirklichung, oder meint Menschsein ein Ausgerichtetsein auf die Sinn- und Wertfülle der Welt bis hin zum elementaren Begriff der Selbsttranszendenz, wie ihn Viktor E. Frankl geprägt hat? Wonach hier gefragt wird, das ist das „Selbstleitbild“ des Menschen, das mehr umfaßt, als mit dem Ausdruck „Identität“ abgedeckt werden kann. Die Identität eines Menschen beinhaltet zwar auch nicht nur die Beschreibung unverwechselbarer Merkmale seiner Persönlichkeit, sondern bezieht gleichzeitig auch immer seine Stellungnahme zu diesen Merkmalen mit ein, aber das „Selbstleitbild“ sagt darüber hinaus aus, wie ein Mensch sein spezifisches Menschsein versteht: als Getriebensein oder als Verantwortlichsein, als Ansprüche stellendes oder als vor Aufgaben gestelltes Sein, als ein Lust zu gewinnendes oder ein um Sinn ringendes Sein, als eine vom bloßen Zufall ins Sein geworfene Existenz oder als Gelegenheit zur aktiven Mitgestaltung an einem, wenn auch undurchschaubaren, so doch göttlichen Plane. Wir kennen heute ein Leiden besonderer Art. Ein Leiden, das vielleicht noch ansteckender und tödlicher verläuft als die Immunschwäche AIDS, nämlich *das Leiden an der Verneinung des Lebens*. Es äußert sich vielfach in einer Flucht in die Welt der Simulation. Natürlich ist Simulation nicht grundsätzlich etwas Lebens- oder gar Sinnwidriges, denn fast jedes

Übungsprogramm im Unterricht verwendet simulierte Problemstellungen, an deren Lösungen sich der Lernende für den echten Fall vorbereiten kann, wie beispielsweise der angehende Pilot am Flugsimulator. Auch das Spielen des Kindes kann gewissermaßen als simulierende Vorwegnahme erwachsener Lebenserprobung mit kindgemäßen Hilfsmitteln aufgefaßt werden. Doch die heute grassierende Verneinung des Lebens, die zweifellos mit einem erlittenen Verlust an metaphysischer Geborgenheit einherging und das „Selbstleitbild“ des modernen Menschen sehr zum Fragwürdigen hin verschoben hat, verführt zu einem anderen Gebrauch von Simulation: zum Sich-fallen-Lassen ins Unechte, ins Traumhafte, Magisch-Betäubende, dorthin, wo man keine Probleme mehr lösen muß, weil sie entweder gar nicht aufscheinen oder sich scheinbar von selber lösen.

In der Welt der Fernseh- und Videofilme braucht man nur noch zu schauen, man schlüpft in ein Phantasieland, in die Haut des Helden, der jeden Feind besiegt, in das Schlafzimmer attraktiver junger Damen, die sich nicht lange zieren, man ergötzt sich an den Geschichten und Nöten erfundener Gestalten, am Leben und Sterben, das weit weg vom eigenen ist. Auch in der Welt der Computerspiele jagt man Punkte, die nicht da sind, versenkt Schiffe von illusionären Feinden und spielt Tennis, ohne einen Schläger auch nur zu berühren. In der Welt der Rockmusik wiederum taucht man in einen alles verstummen-lassenden Lärm ein, hinter dem jede Frage, jede wirkliche Frage ans Leben zurücktritt; auch der kreative Tanz ist nicht mehr das Wichtigste dabei, nur noch das Nicht-denken-Müssen, Nicht-antworten-Müssen, das Versinken-Dürfen im Getöse des Nichts. Noch stärker erlebbar wird dieses Gefühl des „Enthobenseins von allem“ in

der Welt der Drogen: ein Pulverchen, eine Injektion, und man schwebt über dem Leben, man entschwebt dem Lebensvollzug, hinein in eine Welt, die vorgaukelt, sie wäre die Welt.

Leidensfähigkeit

Bei dieser Art von Zufriedensein oder besser von „Sich-befrieden“ mit dem Simulierten und Unechten ist das Selbst nur noch als ein betrachtendes und erlebendes, aber nicht mehr als eingreifendes Selbst in Funktion. Kommt es dann zu einer Konfrontation mit dem Echten, die persönliches Entscheiden und Handeln notwendig macht, bricht die ganze Armut und Armseligkeit einer sinnentleerten Existenz auf, das nichtgelebte Leben fordert seinen Tribut — nicht selten in Form von Verzweiflung und Selbstzerstörung. Wenn wir unsere Jugendlichen davor bewahren wollen, sollte die heutige Erziehung nicht nur auf eine Stärkung ihrer Liebesfähigkeit, sondern auch noch auf eine Stärkung ihrer *Leidensfähigkeit* hin angelegt werden³. Der leidensfähige Mensch taucht nicht ab in eine „leidensfreie“ Welt der Simulation, wenn ein Leiden auf ihn zukommt, er setzt sich aktiv damit auseinander, um es möglichst aus der Welt, aus der *echten* Welt zu schaffen, aber selbst wenn er dies nicht kann, setzt er sich zumindest passiv damit auseinander, indem er es mutig auf sich nehmend in die Welt, in die *echte* Welt integriert. Vor allem aber hat er es gar nicht nötig, das in eigener Gestaltung änderbare Leben verneinend zu fliehen, wenn er sogar das aus eigener Gestaltung heraus unabänderliche Leiden noch anzunehmen vermag; die Leidensfähigkeit macht ihn unangreifbar und gleichzeitig willens, einzugreifen, wo es not tut.

Selbstverständlich wird der Erzieher nicht absichtlich ein Leiden erzeugen, um die

³ Vgl. dazu: Viktor E. Frankl, „Ärztliche Seelsorge“, 119.

Leidensfähigkeit des zu Erziehenden zu stärken. Sowohl die wahre Liebe als auch das schicksalhafte Leiden entziehen sich jeder künstlichen Initiative; der Mensch begegnet beidem, und in der Begegnung ist es das Seine, das eine zu erwidern und das andere zu leisten. Doch bleibt es die erzieherische Chance vieler kleiner Vorkommnisse, zu vermitteln, daß über das vom Schicksal Gefügte stets unterschiedlich verfügt werden kann. Wenn z. B. ein Kind einen Ball verloren hat, der über einen steilen Abhang hinuntergerollt ist, dann muß der Erzieher nicht sofort einen noch größeren und noch schöneren Ball versprechen, um das plärrende Kind zu besänftigen, gleichsam nach dem Motto, ihm ein bleibendes Trauma zu ersparen. Er kann auch vorerst mit dem Kind eine Einstellung zum Sachverhalt der Unwiederbringlichkeit des Balles erarbeiten, die eventuell Modellcharakter hat für noch ernstere Verluste. Etwa die Einstellung: „Hoffentlich wird der Ball irgendwo von einem anderen Kind gefunden, das sich über diesen Fund freut!“ oder „Jetzt weiß ich wenigstens, was ich mir zum kommenden Osterfest wünsche!“ oder „Ich habe eine Idee: ich helfe meinem Vati am Samstag beim Einkaufen. Da gibt er mir bestimmt zusätzlich etwas zum Taschengeld, und ich kann mir bald wieder einen Ball kaufen.“ Wichtig ist auch, daß die Spanne bis zum Osterfest oder bis zum Samstag „ball-los“ ausgehalten wird, was nicht allzu schwierig klingt, aber daran erinnern mag, wie schnell es heute bei uns Erwachsenen seelischen Katastrophenalarm gibt, wenn bloß das Auto in Reparatur ist oder gar eine kurze Zeit der Arbeitslosigkeit überbrückt werden muß.

Zu diesen kleineren erzieherischen Chancen tritt die Möglichkeit zum Aufbau der Leidensfähigkeit, die dann vorliegt, wenn einem Familienmitglied — und damit der

ganzen Familie — ein ernstes Leid zustößt, z. B. durch Krankheit und Tod. Ein Leid, das mit vereinten Kräften bewältigt werden muß, dessen Bewältigung aber eben auch die Vereinigung aller Kräfte abverlangt, das Gemeinsame über allem Trennenden und das Tröstliche über allem Schmerzlichen. Wie es oft erst die Ruinen sind, die den Blick freigeben auf den Himmel⁴, so ist es auch oft erst das miteinander Durchzustehende, das den Blick freigibt auf den Sinn von Partnerschaft und Elternschaft. Hier kehren wir zur Liebe zurück, aus der heraus Erziehung alle mal geschieht, zur „Liebe in Bewährung“, die, wenn sie sich bewährt, eine zu verdrängende Wut aufeinander undenkbar macht.

Ich habe den Verlust an metaphysischer Geborgenheit beim heutigen Menschen erwähnt. Dem ist hinzuzufügen, daß gerade an der Nahtstelle von Liebe und Leid im zwischenmenschlichen Bereich ein Großteil dieser Geborgenheit für unsere Kinder wieder zurückzugewinnen ist. Erfahren sie doch in jedem Augenblick des bedingungslosen Für-einander-Daseins in der Bedrängnis, daß sie nicht allein sind, auch dann nicht, wenn das Schicksal zugeschlagen hat. Und werden sie doch andererseits angesichts eines jeden tapferen Vorbildes zu der Ahnung geleitet, daß selbst einem Schicksalsschlag noch ein höherer Sinn innewohnen kann, ein Sinn, der über die Grenzen des menschlichen Begreifens hinausgehen mag, auch über die der Eltern und Erzieher, der aber dennoch in einer übermenschlichen Ebene das Unbegreifliche begreifbar sein läßt. Gehen wir deswegen mit Mut und mit Liebe an den Erziehungsauftrag heran, denn nur mit Mut können wir zum Mut — auch zum Mut zum Leiden — erziehen, und nur mit Liebe können wir zur Liebe — auch zur Liebe zum Leben — erziehen.

⁴ Viktor E. Frankl, „Der leidende Mensch“, Bern 1984, 237.